This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P50
G64
v.1

3 9015 03936 5468

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES

PLATONISCHE AUFSÄTZE.

VON

THEODOR GOMPERZ,
WIRKL. MITGLIEDE DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

I.

ZUR ZEITFOLGE PLATONISCHER SCHRIFTEN.

WIEN, 1887.
IN COMMISSION BEI CARL GEROLD'S SOHN
BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

888
P50
G64
v.1

Aus dem Jahrgange 1887 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften (CXIV. Bd., II. Hft. S. 741) besonders abgedruckt.

Druck von Adolf Holzhausen,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker in Wien.

Die zum Mindesten ein halbes Jahrhundert fruchtbaren Schaffens umspannenden, so vielgestaltigen und widerspruchsvollen Werke Plato's nach der Folge ihrer Abfassungszeit anordnen zu wollen — dies ist sicherlich mehr als ein blosses Verlangen wohlberechtigter Wissbegier. Die Lösung des heiss umstrittenen Problemes verheisst uns reichen Gewinn. Von ihr erwarten wir die schliessliche Beseitigung des auf diesem Boden noch immer üppig wuchernden, Discrepanzen verhüllenden, äusserlichen Einklang erzwingenden, harmonistischen Bemühens; die Sicherung und in anderen Fällen die Anbahnung eines völlig unbefangenen und eindringenden Verständnisses gar vieler dieser Schriften; desgleichen die Beschaffung eines unverächtlichen Hilfsmittels zur Entscheidung der Echtheitsfrage in Ansehung des angefochtenen Theils der Sammlung; ja schliesslich vielleicht auch die Gewinnung neuer Einblicke in die Entwicklungs- und Bethätigungsweise schöpferischer Geister überhaupt.

Allein so lockend das Ziel, so gewaltig ist das Heer der Schwierigkeiten, welches sich seiner Erreichung hindernd in den Weg stellt. Sie entspringen insgesammt der schriftstellerischen Eigenart Plato's, und zwar zumeist an zwei Punkten derselben. Seine Scheu vor der Ueberlieferung fertiger, von ihrer Gedankenwurzel abgelöster oder ablösbarer und darum leicht zu leblosen Dogmen erstarrender Ergebnisse hat ihn die seiner künstlerischen Begabung so congeniale Gesprächsform zugleich endgiltig wählen und sie vielfach in einer Weise hand-

haben lassen, bei welcher das Endziel einer verschlungenen und wechselvollen Erörterung unausgesprochen, ja selbst ein Zweifel darüber bestehen bleibt, ob ein solches in Wahrheit erreicht ist oder nicht. Daher der nicht enden wollende Streit über den Lehrgehalt so vieler Dialoge, über die zwischen ihnen obwaltenden Uebereinstimmungen und Widersprüche, Beziehungen und Anspielungen, und somit auch über die Reihenfolge ihres Entstehens. Dieselben und verwandte Beweggründe (darunter gewiss auch das Widerstreben gegen die Identificirung seiner eigenen wandelbaren und in stetem Flusse begriffenen geistigen Persönlichkeit mit irgend einer ihrer Entwicklungsphasen) haben ihn dazu vermocht, nicht sich selbst, sondern seinen verehrten Meister Sokrates zum Mittelpunkt und zur Hauptperson der meisten Gespräche zu machen. So lange nun die Sokrates-Maske sein Antlitz deckt, ist ihm jeder Ausblick auf Personen, Lehren, Ereignisse verwehrt, die jenseits der Lebensgrenzen seines Meisters gelegen sind, das heisst auf Alles oder nahezu Alles, was in die Zeitgrenzen seines eigenen schriftstellerischen Wirkens fällt. Mitunter freilich lüftet er die Maske, ein paarmal offen, wie in übermüthiger Laune die selbstgezogenen Schranken durchbrechend; häufiger jedoch in verstohlener und versteckter Weise, durch Winke und Andeutungen, welche uns nicht seltener irrezuleiten als aufzuklären geeignet sind und die wir — was das Schlimmste ist — sicherlich ebenso oft dort, wo sie vorhanden sind, übersehen, als wir sie dort, wo sie nicht vorhanden sind, zu sehen vermeinen.

Nichts begreiflicher, als dass angesichts dieser Häufung von Schwierigkeiten die Zahl der allgemein anerkannten Ergebnisse verschwindend klein, jene der Meinungsverschiedenheiten überaus gross und in beständigem Wachsen begriffen ist, nicht minder, dass Worte wie ‚Chaos' und ‚Verzweiflung' sich den Beurtheilern dieser Versuche immer häufiger auf die Lippen drängen. Wenn ich es trotzdem wage, in die im Laufe der letzten Jahre mit so regem Eifer betriebenen Studien auch meinerseits durch einen Beitrag eingreifen zu wollen, so leitet mich hierbei vornehmlich die nachfolgende Erwägung. Es gibt — das ist meine feststehende Ueberzeugung — auf diesem Gebiete einen Grundstock zweifelloser Wahrheiten. Diesen aus der Masse des blos mehr oder minder Wahrschein-

lichen auszusondern, durch strenge Beweisführung gleichwie durch den Hinweis auf bereits vorgebrachte, aber nicht nach Gebühr gewürdigte Argumente zu sichern und in stetigem, behutsamem Vorschreiten zu mehren — ein anderes Mittel kenne ich nicht, um aus dem Gewirr einander kreuzender Einzelpfade endlich in die breite und gefestigte Bahn continuirlicher Forschung zu gelangen. Der Arbeit des Wegebauers geht jene des Feldmessers voraus, der die Richtpunkte ermittelt und absteckt, welche die vollendete Strasse dereinst wird verbinden müssen. Solch einer bescheidenen Vorarbeit sind die nachfolgenden Blätter gewidmet.

1. Der Dialog Menon bildet einen Knotenpunkt platonischer Schriftstellerei. Zunächst verschlingen sich in ihm Fäden, die aus zwei verschiedenen Gesprächen stammen und daher auch diese selbst mit einander verknüpfen. Die Durchsichtigkeit des wenig umfangreichen Dialogs und sein vergleichsweiser Reichthum an positivem Lehrgehalt machen diese Beziehungen zugleich deutlich erkennbar und fruchtbar an Folgerungen. Zwei dieser Fäden reichen aus dem Protagoras herüber. Es sind die hier und dort verhandelten Fragen: 1. wie kann Tugend Erkenntniss und somit lehrbar sein, da wir doch keine Lehrer derselben aufzuweisen vermögen? 2. wie lässt es sich unter derselben Voraussetzung erklären, dass treffliche Staatsmänner ihre Söhne nicht zu gleicher Trefflichkeit heranbilden? Die zweite dieser Aporien erhält hier durch die Unterscheidung der allein zum Lehren befähigenden ‚wissenschaftlichen Erkenntniss' und der für die Praxis vielfach ausreichenden ‚richtigen Meinung' ihre Lösung. Und eben hiedurch wird, da es ja baare Thorheit wäre, ein schon gelöstes Räthsel den Lesern von Neuem zur Lösung vorzulegen, das Zeitverhältniss der zwei Gespräche (wie schon Schleiermacher aufs Beste erkannt hat) unwidersprechlich festgestellt. Im engsten Anschluss an diese fundamentale Unterscheidung tritt jene glimpfliche Beurtheilung athenischer Staatslenker auf, die zu dem giftigen Hohn, mit welchem der Gorgias sie überschüttet, einen so denkwürdigen Gegensatz bildet. Einen Gegensatz überdies, der allezeit bemerkt werden musste und mithin, da nicht die Werke eines Stümpers vor uns liegen, gewiss auch bemerkt werden sollte. Hier wie dort werden vier athenische Staatsmänner ersten

Ranges genannt; zwei von ihnen sind an beiden Orten identisch, zwei andere wechseln nach dem Bedarf des jeweiligen Zusammenhanges. Dort heisst es von ihnen, sie haben ‚den Staat lediglich mit Häfen, Werften, Mauern, Tributen und dergleichen Possen mehr angefüllt' (Gorg. 519ª), hier müssen sie sich zwar immer noch mit dem zweiten Platz hinter den Philosophen begnügen, allein den Gegenständen allgemeinster Verehrung und ihrem gesammten Wirken wird doch nicht mehr mit wegwerfender Verachtung begegnet. Was darf uns das Wahrscheinlichere dünken? Dass Plato sein etwaiges Emporsteigen von einer mässigen Paradoxie zu einer masslosen und das Fallenlassen der wohlerwogenen, sorgsam begründeten Theorie, auf der jene beruhte, so geflissentlich hervorzuheben bemüht war? Oder dass er dem Leser vernehmlich genug andeuten wollte, er habe eine ausschweifende, die stärksten Empfindungen seiner Landsleute schwer verletzende Ansicht endlich zu mässigen und einzuschränken gelernt? Sicherlich das letztere, und darum ist der Menon jünger nicht nur als der Protagoras, sondern auch als der Gorgias.

Und hier möchte ich — falls mir ein Schritt vom Wege gestattet ist — die Vermuthung aussprechen, dass diese ‚Ehrenrettung' athenischer Staatsmänner geradezu den Kern- und Quellpunkt des Menon ausmacht. Sie bildet das Ende des Dialogs, und mit diesem Eindruck werden wir entlassen. Auch erklärt sich von hier aus der Aufbau des ganzen Gespräches. Für die Palinodie des Gorgias, um einen kräftigen, vielleicht überkräftigen Ausdruck zu gebrauchen, galt es eine angemessene, das Selbstgefühl des Autors nach Möglichkeit schonende Form zu gewinnen. Dazu empfahl sich in vorzüglicher Weise die Anknüpfung an jene zweite Aporie des Protagoras. Freilich war Plato's Meinung im zuletzt genannten Dialoge fast sicherlich dahin gegangen, dass es den Staatsmännern an Weisheit gebreche und dass die vielfachen Misserfolge in der Erziehung ihrer Kinder dies mit beweisen helfen. Allein er hatte doch jene Meinung dort keineswegs in so schroffer und unumwundener Weise geäussert wie im Gorgias, vielmehr die Endentscheidung scheinbar in der Schwebe gelassen. So durfte sich denn der kunstreiche, niemals um eine Auskunft verlegene Schriftsteller sehr wohl den Anschein geben, auf jene als eine noch ungelöst

gebliebene Frage zurückzugreifen — darauf zurückzugreifen in einem Gespräche, dessen Personen als gleichsam hungernd nach positiven Lösungen, als müde des ewigen Vexirspiels und der unablässigen Mystificationen überdrüssig gewiss nicht ohne tiefen Grund erscheinen. Denn nicht blos an den historischen Sokrates möchte ich bei dem berühmten Zitteraal-Gleichniss (80ª) denken, sondern Plato selbst lässt sich — an der Schwelle des positiven Theiles jenes Dialogs — von seinen Lesern zu den lange vermissten und heiss ersehnten Darlegungen drängen, welche den Rest des Werkes in so dichter Fülle einnehmen. Ihrer aller Zielpunkt aber ist jene den Staatsmännern dargebrachte ‚Ehrenerklärung', wenn sie gleich (und wann wäre dies bei Plato nicht der Fall?) selbstständiger Bedeutung keineswegs entbehren. Das glimpflichere Urtheil über die Politiker ruht ja auf der Unterscheidung von ἐπιστήμη und ὀρθὴ δόξα, den artbildenden Unterschied beider Begriffe (ihre differentia) macht der αἰτίας λογισμός aus und dieser selbst wird (98ª) auf die Lehre von der ἀνάμνησις aufgebaut. Ist damit der dem Menon eigenthümliche Lehrgehalt nicht so gut als erschöpft?

Doch — um von dieser Abschweifung zurückzukehren — ich habe des Einwandes noch nicht gedacht, dass jene ‚Ehrenerklärung' nur ironisch gemeint sei. Bedarf dieser unglückliche Einfall Schleiermacher's einer weitläufigen Widerlegung? Ein ironisch gemeintes Lob muss doch vor Allem ein übertriebenes, ein überschwängliches sein. Welchem zeitgenössischen, zumal welchem athenischen Leser konnte die Stellung, die der Menon Athens leitenden Staatsmännern hinter den ‚Philosophen', das heisst hinter Sokrates und seinen Jüngern, anweist, in diesem Licht erscheinen? ‚Eine gar seltsame Rangfolge', so mochten neunundneunzig unter hundert Lesern ausrufen, ‚die unseren grossen Männern nichts weniger als gerecht wird!' Dass sie diesen mehr als gerecht wird, dies konnte selbst der hundertste nicht wähnen. Wie sollte sich da ein Gedanke an Ironie einstellen? Oder ward ein solcher vielleicht durch die Persönlichkeit der Männer nahegelegt, welche Plato diesmal zu Vertretern der Gattung erkoren hat? Dieser Punkt ist einer kurzen Ueberlegung werth. Von den Viermännern, welche der platonische Gorgias so erbarmungslos verurtheilt hat, kehren zwei unverändert wieder: Themistokles und Perikles;

zwei andere, Miltiades und Kimon, mussten weichen — der erstere, weil der bedeutende Vater eines bedeutenden Sohnes nicht in einen Zusammenhang passte, welcher von der Frage ausgeht: wie kommt es, dass hervorragende Staatsmänner nicht gleich hervorragende Söhne zurücklassen? Der letztere, wenn aus keinem anderen Grunde, so doch jedenfalls darum, weil es der Gipfel schriftstellerischen Ungeschicks gewesen wäre, durch die Nennung auch nur des Sohnes an jene Ausnahme von der hier behaupteten Regel zu erinnern. Wer tritt nun in die freigewordenen Stellen? Thukydides, des Melesias Sohn, und — Aristides! Dieser eine Name entscheidet endgiltig die Frage, die uns hier beschäftigt, wenn es anders jemals eine Frage sein konnte. Und er würde sie auch dann entscheiden, wenn nicht Plato selbst durch das überquellend warme Lob, welches er sogar im staatsmännerfeindlichen Gorgias dem Sohne des Lysimachos gespendet hat (526^{b}), man möchte fast sagen dafür Sorge getragen hätte, uns jeden Irrweg zu versperren. Wer noch einen Scrupel hegt, der lese die gewundenen, den Stempel sichtlicher Verlegenheit tragenden Sätze, in welchen Schleiermacher den Schwierigkeiten auszubeugen versucht, die seiner Auffassung unserer Stelle aus dem Erscheinen des ‚Gerechten' im Kreise der hier beurtheilten athenischen Staatsmänner erwachsen.

Wäre ich nicht ängstlich darauf bedacht, diese nur auf feste Grundlegung abzielenden Erörterungen von jeder dem Meinungsstreit neue Nahrung zuführenden Zuthat frei zu halten: nichts wäre leichter, als auf die verschiedenen Stufen in Plato's Lebens- und Entwicklungsgang hinzuweisen, welchen das veränderte Verhältniss zur praktischen Politik entspricht, wie es im Gorgias und wie es im Menon uns entgegentritt. Dort Weltflucht, herausfordernde Abkehr von der Wirklichkeit; hier das Bestreben, der letzteren und ihren ruhmvollen Vertretern einigermassen gerecht zu werden. Dort eine gähnende, abgrundtiefe Kluft zwischen dem Zukunftsideal und der realen Gegenwart; hier das Bemühen, jene Kluft zwar nicht auszufüllen, aber doch auch nicht als völlig unüberbrückbar darzustellen. Dort ein hochfahrendes Verschmähen jeglichen Compromisses; hier die Suche nach Surrogaten — ach! sie wird sich noch oft erneuen! —, nach Ersatzmitteln der so schwer und so selten zu

erreichenden geistigen und sittlichen Vollkommenheit. Man kennt die Stimmung, aus welcher der Gorgias geflossen ist. Plato gründet seine Schule,[1] die Brust geschwellt von stolzen und, da keinerlei Erfahrung sie einschränken konnte, wohl auch von masslosen Hoffnungen, — vielfach verspottet ob seines unerhörten, des Sprösslings edler Ahnen so wenig würdig scheinenden Beginnens, — verklagt darob, dass er, der Reichbegabte, die Arena des öffentlichen Lebens meide, um in engen Jüngerconventikeln Begriffe zu spalten und Worte zu klauben (Gorg. 485[d]): und gegen all' den Hohn und all' die Anklagen der Freunde und Angehörigen wohl noch mehr als der Gegner sich mit unbeugsamem Trotze wappnend.

Ein paar Jahre sind dahingegangen. Die junge Schule gedeiht, wenngleich unter Kämpfen. Zu des Meisters Füssen drängen sich hochstrebende Jünglinge, welche hier die Waffen für den politischen Parteistreit zu erwerben trachten. Die Interessen der neuen Lehranstalt, die Anforderungen, denen sie genügen soll, die Fehden, die sie zu bestehen hat, knüpfen ihren Leiter mit engeren Banden an das Leben. Der Vorwurf der Weltentfremdung, des starren Doctrinarismus lässt ihn nicht so gleichgiltig wie ehedem. Sein Selbstgefühl ist zugleich sicherer und massvoller geworden und gewinnt daher minder heftigen Ausdruck. Auch die Behutsamkeit ist ihm nicht mehr gänzlich fremd. Denn Nebenbuhler erspähen emsig jede Blösse, die er ihnen bieten mag. Haben wir nicht in dieser Phase von Plato's Geistesverfassung, welcher wieder andere und sehr verschiedene Phasen folgen sollten, den Boden gefunden, welchem der Menon[2] entspriessen mochte? Doch ich eile, wieder in die Bahn gesicherter Beweisführung zurückzulenken.

2. Mit den Fäden, welche von Protagoras und Gorgias her im Menon zusammenlaufen, verknüpft sich ein anderer,

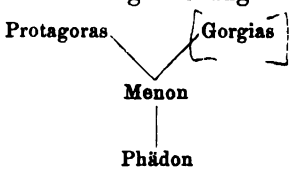
---

[1] Vgl. Schleiermacher I, 2, 15—16; Bonitz 34—35; Grote II, 143.

[2] Unserer Auffassung dieses Dialogs kommt am nächsten jene K. Fr. Hermann's, S. 484. Auch seine Abhandlung ‚De Platonis Menone' enthält manche zutreffende Bemerkung, namentlich p. 59—60. Wer übrigens Wesentliches von Unwesentlichem scheiden gelernt hat, der wird in dem Scherzwort von den ‚göttlichen Männern' (99[d]) eine wenig bedeutende Rückzugsplänkelei, nicht aber einen für die gesammte Auffassung des Gespräches Mass und Richtung gebenden Wink erkennen.

der vom Menon zum Phädon herabreicht. Ich meine jene Rückverweisung auf die Lehre von der ‚Wiedererinnerung' und ihre Darlegung im Menon (81ª ff.), welche uns im Phädon (72ᵉ ff.) begegnet — eine Rückverweisung, welche zumal von Ueberweg (289—290) und neuerlich wieder von Siebeck (228) so trefflich beleuchtet worden ist, dass jedes weitere Wort darüber von Ueberfluss wäre. Mit bestem Fug durfte schon Schleiermacher sagen, Plato berufe sich im Phädon auf den Menon ‚vielleicht bestimmter und ausdrücklicher als irgend sonstwo auf ein früheres Werk' (II, 3, 11).

Darf uns somit die Folgeordnung:



als gegen jede Anfechtung gesichert gelten, so erscheint ein weiterer Fortschritt zunächst davon abhängig, ob wir irgendwelche andere Dialoge dem Schlussglied dieser Kette voranzustellen berechtigt sind. Und da ist es denn freilich längst anerkannt, bereits von Schleiermacher angedeutet und von Bonitz mit gewohnter siegreicher Klarheit nachgewiesen, dass im Phädon ‚kein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele von Platon anders unternommen wird als auf Grund der Ideenlehre' (307). Da aber eben diese Lehre im Phädon selbst erörtert wird, so musste die Frage, ob Plato seine eigenthümlichste Doctrin bereits in anderen vor der Abfassung dieses Dialogs veröffentlichten Schriften dargelegt habe, darum noch nicht nothwendig eine ausnahmslos bejahende Beantwortung finden. Und sie hat sie in der That nicht gefunden. Vielmehr haben treffliche Kenner unseres Philosophen wie Fritz Schultess[1] und nach ihm Wilhelm Dittenberger, desgleichen (mit einer geringen Einschränkung) Martin Schanz kein Bedenken

[1] ‚Kurz, man erkennt, dass die ganze Ideenlehre dem Verfasser des Phädon ein jüngst erst zu Stande gekommenes Lehrgebäude ist, dass er sie, ohne irgend eine Bekanntschaft vorauszusetzen, seinen Lesern zum ersten Male vorträgt' u. s. w. (65); Schanz (442 ff.) lässt dem Phädon von allen einschlägigen Schriften nur das Symposion, Dittenberger (326 und 342) selbst dieses nicht vorangehen.

getragen, den Phädon an die Spitze sämmtlicher die Ideenlehre behandelnden Gespräche zu stellen. Sie hätten dies sicherlich unterlassen, wenn sie sich rechtzeitig zweier hochwichtiger Stellen dieses Dialogs erinnert hätten, nämlich der folgenden:

Ἆρ' οὖν οὕτως ἔχει, ἔφη, ἡμῖν, ὦ Σιμμία; εἰ μέν ἐστιν ἃ θρυλοῦμεν ἀεί, καλόν τε καὶ ἀγαθὸν καὶ πᾶσα ἡ τοιαύτη οὐσία, καὶ ἐπὶ ταύτην τὰ ἐκ τῶν αἰσθήσεων πάντα ἀναφέρομεν κτέ. (Phaedo, 76ᵈ).

Ἀλλ', ἦ δ' ὅς, ὧδε λέγω, οὐδὲν καινόν, ἀλλ' ἅπερ ἀεὶ καὶ ἄλλοτε καὶ ἐν τῷ παρεληλυθότι λόγῳ οὐδὲν πέπαυμαι λέγων. ἔρχομαι γὰρ δὴ ἐπιχειρῶν σοι ἐπιδείξασθαι τῆς αἰτίας τὸ εἶδος ὃ πεπραγμάτευμαι, καὶ εἶμι πάλιν ἐπ' ἐκεῖνα τὰ πολυθρύλητα καὶ ἄρχομαι ἀπ' ἐκείνων, ὑποθέμενος εἶναί τι καλὸν αὐτὸ καθ' αὑτὸ καὶ ἀγαθὸν καὶ μέγα καὶ τἆλλα πάντα κτέ. (ib. 100ᵇ).

Wenn dies keine **Rückbeziehungen** sind, so weiss ich nicht, was man unter solchen zu verstehen hat. Es sind sonnenklare Verweisungen auf früher erfolgte Darlegungen der Ideenlehre; und nur so erklärt sich ja auch das rasche Verständniss und die bereitwillige Zustimmung, welche Sokrates mit seiner kurzen Recapitulation bei Simmias findet (76ᵈ—77ᵃ), das heisst doch, welche der Autor bei seinen Lesern zu finden mit Zuversicht erwarten durfte! Fragt man uns aber, worauf jener Hinweis ziele und welche Dialoge auf Grund desselben dem Phädon voranzustellen seien, so darf unsere Antwort vorerst also lauten.

Die Schriften, welche sich mit der Ideenlehre einlässlich genug beschäftigen, um hier überhaupt in Betracht zu kommen, sind Phädros, Symposion, Republik, Timäos, Parmenides und Sophistes. Es soll die Möglichkeit, dass die zwei zuletzt genannten Gespräche gemeint seien, hier nicht erörtert und bestritten werden. Wohl aber ist es unmöglich, dass sie — einzeln oder vereinigt — **allein** gemeint seien. Denn Werke, in welchen so tiefgreifende Einwürfe gegen die Ideenlehre erscheinen und nicht minder tiefgreifende, auf die Hinwegräumung bereits wahrgenommener Schwierigkeiten abzielende Modificationen derselben erfolgen, sind sicherlich nicht eben jene, mittelst welcher der Urheber dieser Doctrin sie zuerst bekannt gemacht hat. Geht der Parmenides oder der Sophistes oder beide dem Phädon voraus, so geht — dies wird niemand bezweifeln — ihnen selbst wieder eine oder mehrere der obgenannten vier

Schriften voraus. Ueber diese gilt es daher, gleichviel, welche die Stelle jener zwei dialektischen Dialoge sein möge, eine Entscheidung zu treffen, entweder in dem Sinne, dass sie insgesammt oder dass ein Theil von ihnen dem Phädon vorangehen.

Was nun das Symposion anlangt, so steht es mit ihm in gewissem Masse ähnlich wie mit den zwei zuletzt besprochenen Dialogen. Es setzt zwar nicht gleich diesen eine vorgängige Darstellung der Ideenlehre voraus, aber es kann so wenig als diese allein gemeint sein, weil in ihm nicht von der Ideenlehre in der hier erforderten Ausdehnung, sondern ausschliesslich von einer Idee, jener des Schönen die Rede ist. Vom Timäos brauchen wir nicht zu sprechen, da ihm unbestrittener Massen die Republik voraufgeht oder (da in Betreff des zehnten Buches ein, wenngleich haltloser Zweifel geäussert worden ist) doch jedenfalls die Theile der Republik, nämlich die Bücher V—VII, die uns hier allein zu kümmern haben. Somit steht der Schluss unabweisbar fest: Dem Phädon geht der Phädros oder die Republik oder beide voran. Welche der beiden hiernach allein ernstlich in Frage kommenden Folgeordnungen: a) Phädros, Phädon, Republik (Timäos) oder b) Phädros, Republik (Timäos), Phädon — denn die noch übrig bleibenden: c) Republik (Timäos), Phädon, Phädros und d) Republik (Timäos), Phädros, Phädon, dürfen wohl aus allgemein bekannten und anerkannten Gründen vorerst aus dem Spiele bleiben — die richtige ist, soll hier nicht entschieden werden. Die Entscheidung wird in erster Reihe von dem Gewicht abhängen, welches man einerseits den Rückbeziehungen auf den Phädon, die Schleiermacher (III, 1, 395—396) und nach ihm viele Andere in der Republik X, 611 zu erkennen glaubten, und andererseits den Argumenten einräumt, welche August Krohn (266 und 273) und Paul Tannery (p. 152) gegen diese Anordnung ins Feld geführt haben.[1] Auch andere Elemente, welche zum Theil noch gar nicht in die Discussion gezogen wurden, werden hiebei eine Rolle spielen.

[1] Die Möglichkeit, dass Phädon nach Republik Buch V—VII, aber vor Buch X verfasst sei, braucht uns, da sie bisher selbst nicht von den Leugnern der Einheit der Republik ins Auge gefasst ward, so wenig als die oben erwähnten Möglichkeiten c) und d) zu beschäftigen.

Die Wandlungen in Plato's psychologischen Lehren aber, welche diese ganze Streitfrage veranlasst haben, werden schwerlich den Stoff zu ihrer Schlichtung liefern. Denn Einwendungen von mindestens beträchtlicher Scheinbarkeit lassen sich gegen jede der zwei in Frage stehenden Folgeordnungen erheben. Das Stärkste was sich gegen die Schleiermacher'sche Anordnung (a) vorbringen liess, war dies, dass sie zur Annahme eines schwer begreiflichen Hin- und Herschwankens in Plato's Geiste nöthige durch die Folge: Dreitheilung der Seele, Einheitlichkeit derselben, wieder Dreitheilung der Seele. Es scheint aber noch nicht bemerkt zu sein, dass eine ganz gleichartige Schwierigkeit auch der anderen, von Ueberweg vorgeschlagenen, Folgeordnung (b) innewohnt, vermöge der Succession der Lehren: Unsterblichkeit der ganzen Seele, Unsterblichkeit nur eines Seelentheils, wieder Unsterblichkeit der ganzen Seele. Wo sich uns ein Ausweg aus diesem Irrsal zu öffnen und welche die richtige Erklärung jener Oscillationen zu sein scheint — dies bleibt vielleicht besser unausgesprochen, bis wir in Betreff der Reihenfolge dieser Dialoge einen festen Stamm von Beweisgründen gewonnen haben, an welchem die diesbezüglichen Wahrscheinlichkeits-Erwägungen sich emporzuranken vermögen.

Mich mit den chronologischen Sprachkriterien, welche Dittenberger und nach ihm Schanz ermittelt haben, an dieser Stelle vollständig auseinanderzusetzen, daran hindert mich der Plan meiner Arbeit. Müsste ich hiebei doch der späteren Beweisführung vorgreifend Zeitbestimmungen aufstellen, welche vorerst nur den Werth beweisloser Behauptungen besässen. Allein wenn nichts Anderes, so muss mich doch der Widerspruch, in welchem ich mich betreffs des Zeitverhältnisses zwischen Phädon und Phädros mit den Ergebnissen jener Forscher befinde, daran verhindern, an denselben stillschweigend vorüberzugehen. Und zwar ist meine Lage hiebei eine seltsame. Ich sehe mich genöthigt, einzelne Missbräuche und Fehlanwendungen einer Methode abzuwehren, deren hohen Werth ich voll und freudig anerkenne, ja von deren Mithilfe ich

die wesentlichste Förderung bei der endgiltigen Lösung der hier verhandelten Probleme erwarte.

Wilhelm Dittenberger hat in seinem epochemachenden Aufsatz eine Reihe von bedeutsamen Thatsachen festgestellt, deren Tragweite man nicht dadurch vermindert, dass man, wie dies bedauerlicher Weise kein Geringerer als Zeller (S. 216—219) gethan hat, ausschliesslich die schwächste Seite jener Erörterungen ins Auge fasst. Als solche muss uns nämlich der — von Dittenberger selbst nur mit weitreichenden Vorbehalten (S. 335 — 336) unternommene — Versuch erscheinen, aus den Frequenz-Verschiedenheiten gewisser Partikeln und Partikel-Verbindungen entscheidende Schlüsse auf die Abfassungszeit platonischer Schriften zu ziehen. Auch hier freilich thut mehr als eine Unterscheidung Noth. Dass die Frequenz jedes beliebigen, in den Schriften eines Autors vorkommenden Wortes oder Wörtchens eine ihren Entstehungszeiten entsprechende auf- oder absteigende Reihe bilden sollte, dies von vornherein zu erwarten ist nicht der mindeste Grund vorhanden; und bedurfte es, um das Eitle solch einer Erwartung zu erweisen, nicht erst der zu diesem Behufe unternommenen weitläufigen Zusammenstellungen Höfer's. Etwas Aehnliches ist aber Dittenberger, gegen dessen Methode man diese Instanzen ins Feld führt, niemals in den Sinn gekommen. Sein Ausgangspunkt war ein völlig andersartiger. Es war die Wahrnehmung, dass das Wörtchen μήν der ältesten attischen Prosa ganz und gar fremd ist und nur allmälig reichere Verwendung findet. Da war denn der Gedanke, Plato's Schriften darauf anzusehen, ob die seinem Zeitalter gemeinsame Neuerung nicht auch in ihrem Bereiche Phasen des Wachsthums offenbare, nicht mehr ein verkehrter, wohl aber verhiess er von vornherein (so lange die Häufigkeit des Gebrauches allein in Betracht kam) nichts weniger als durchweg befriedigende Ergebnisse. Denn den allgemeinen Ursachen — einer stilistischen Neigung des Zeitalters oder auch der wachsenden Vorliebe des individuellen Autors — standen allzu viele sie einschränkende oder verdeckende Sonderursachen: Inhalt, Form, Ton der einzelnen Dialoge, auch Laune und Stimmung des Schriftstellers, gegenüber, als dass man die ersteren zu

reinem und sicherem Zahlenausdruck gelangen zu sehen mit Zuversicht erwarten konnte. Um Vieles günstiger gestaltete sich jedoch das Unternehmen auf Grund der weiteren Wahrnehmung, dass gewisse Gebrauchsweisen jener Partikel einem sehr beträchtlichen Theil der platonischen Gespräche durchaus abgehen. Hier konnte mit weit besserem Recht der Versuch gewagt werden, aus dem mehr oder weniger häufigen Auftreten dieser im Verlaufe der Schriftstellerei unseres Autors selbst neu gewonnenen Ausdrucksmittel chronologische Schlüsse zu ziehen. Denn die Vermuthung spricht ja in der That dafür, dass eine Sprachneuerung sowohl im Geiste ihres Urhebers allmälig tiefere Wurzeln schlage, als auch mit Rücksicht auf den derselben ungewohnten Leserkreis nur stufenweise zu ausgedehnterer Verwendung gelange. Allein auch diese Präsumtion muss sich nicht jedesmal als durch die Thatsachen gerechtfertigt erweisen. Ist doch Stetigkeit im Wachsthum einer Sprachgewohnheit zwar die Regel, aber keineswegs eine ausnahmslose Regel. Bewusstes, ja planmässiges Wollen kann selbst dort, wo man es am wenigsten voraussetzt, das blindwirkende Walten des Geschmacks und der Angewöhnung durchkreuzen. Ranke erzählt irgendwo, er habe einmal seine übermässige Vorliebe für den Gebrauch einzelner Partikeln wahrgenommen und diese dann eine Zeit lang streng und ängstlich gemieden. Aehnliches konnte auch Plato begegnen, bei der Erweiterung seines Sprachschatzes noch leichter als bei der blossen Anwendung des Altgewohnten und Altvertrauten. Wie schwer freilich diese und verwandte Möglichkeiten in die Wagschale unseres Urtheils zu fallen haben und inwieweit sie im Verein mit den anderweitigen, oben erwähnten Fehlerquellen die Triftigkeit auch dieser Schlussweise beeinträchtigen, lässt sich schwerlich von vornherein und im Allgemeinen in bestimmter Weise feststellen.

Ungleich bedeutsamer als alle Frequenz-Verschiedenheiten ist jedoch jene oben berührte fundamentale Thatsache selbst, durch deren Ermittlung Dittenberger sich ein hervorragendes Verdienst erworben hat. Ich meine das vollständige Fehlen dreier Gebrauchsweisen der Partikel μήν in nahezu einem vollen Drittheil alles dessen, was Plato geschrieben hat. Hierin ein blosses Spiel des Zufalls zu erblicken, davon

kann gar Vieles abmahnen. Ausser alle dem was Dittenberger (insbesondere S. 327—334) ausgeführt hat, zunächst auch der Umstand, dass die aus der Beachtung jenes Unterschiedes entspringende Haupt-Gruppen-Scheidung jene Untergruppen unangetastet lässt, welche Plato selbst als solche bezeichnet hat: Theätet, Sophistes und Politikos einer-, Republik (sammt Kleitophon), Timäos und Kritias andrerseits; kaum weniger die Thatsache, dass die rein-sokratischen Dialoge sich (mit der einen Ausnahme des an der Grenzscheide stehenden Lysis) auf der einen Seite jener sprachlichen Unterscheidungslinie befinden, desgleichen die sogenannten dialektischen Gespräche insgesammt auf der anderen. Den Versuch aber, dieses Argument dadurch zu Falle zu bringen, dass man einige offenkundigermassen auf blossen Coincidenzen beruhende, vermeintliche Parallelerscheinungen nachwies (Frederking, S. 538 und 540), hat meines Erachtens seine Kraft nicht erschüttert, sondern nicht unwesentlich erhöht. Vermochte doch selbst die eifrigste Suche nach derartigen Pseudo-Sprachkriterien nichts den Dittenberger'schen Nachweisen irgend annähernd quantitativ oder qualitativ Gleichwerthiges zu Tage zu fördern.

Weit tiefgehender sind andere Einwürfe, welche gegen die Dittenberger'schen Resultate theils erhoben worden sind, theils sich erheben lassen. Sie fussen auf der Kleinheit mancher hiebei ins Spiel kommender Zahlen, auf der ungleichmässigen Vertheilung der massgebenden sprachlichen Thatsachen und auf der Abhängigkeit jener stilistischen Besonderheiten von zum Theil klar erkennbaren Specialursachen. Diese Einwürfe sind bis zu einem gewissen Punkte wirklich triftig, aber sie berühren, wie ich meine, nicht das von jenem Forscher erzielte Hauptergebniss.

Die Zustimmungsformel τί μήν; (‚wie sonst? wie anders?'), die mit gutem Grunde in diesen sprachstatistischen Untersuchungen die hervorragendste Rolle spielt (s. Dittenberger, S. 334), fehlt im ersten Buch der Republik gänzlich; die Formeln γε μήν und ἀλλὰ—μήν begegnen darin nur je einmal (332ᶜ und 348ᶜ). So ruht denn die Zuweisung dieses Buches an die zweite Sprachperiode Plato's nur auf zwei Sätzchen. Hätte er diese nicht geschrieben — und wer möchte wohl behaupten, dass er sie schreiben musste? — so stünde dieses

Buch, wie Frederking (S. 536) richtig bemerkt hat, so weit jene Kriterien in Betracht kommen, auf dem Sprachniveau der ersten Periode und würde, falls es eine selbständige Schrift wäre, mit demselben Rechte wie etwa der gleich umfangreiche Laches dieser zugewiesen. Dies kann als eine ernste Mahnung zur Vorsicht gelten — eine Mahnung freilich, welcher derjenige nicht bedarf, der mit der erforderlichen logischen Schulung an derartige Untersuchungen herantritt. Denn ein solcher weiss, dass sprachstatistische gleich allen anderen statistischen, d. h. rein empirischen Ermittlungen nicht Gesetze oder Causalverbindungen irgendwelcher Art beweisen können, sondern nur Präsumtionen einerseits und Verificationen andererseits schaffen helfen, und dass somit die aus ihnen hervorgehenden Ergebnisse niemals einen absoluten Werth zu beanspruchen berechtigt sind.[1] Er weiss ferner, wie trüglich negative Kriterien jeder Art sind, und endlich, dass grosse Zahlen allein im Stande sind, auch nur jenen Grad von Gewissheit zu erzeugen, welchen aus statistischen Beobachtungen fliessende Folgerungen überhaupt zu gewähren vermögen.

Noch dringendere Mahnungen zur Behutsamkeit ertheilt uns das Symposion. Denn hier erfahren wir nicht nur, wie nahe die Gefahr liegt auf dem in Rede stehenden Wege in die Irre zu gehen, sondern wir ersehen daraus auch, dass derselbe in der That bereits in die Irre geführt hat. Die Verbindung ἀλλὰ—μήν begegnet in diesem Gespräch zweimal, und dieses zweimalige Vorkommen ist nebst dem einmaligen Auftauchen von γε μήν der alleinige Grund, weshalb dasselbe Plato's zweiter Sprachperiode zugetheilt wird. Nun stehen aber diese beiden Stellen (202^{d-e} und 206^{e}) ganz nahe bei einander, inmitten eines völlig eigenartigen Stückes dieser Schrift, nämlich in dem ungemein lebhaften Wechselgespräch zwischen Sokrates und Diotima, d. h. in der einzigen eigentlich dialogischen Partie des Werkes, welche Hug (S. LIII) sehr treffend einen platonischen Dialog innerhalb des Dialogs genannt hat. Man

[1] Denn wie sollte das empirische Gesetz successiver Erscheinungsreihen, welche von vielen, an Zahl und Stärke wechselnden, Ursachen abhängen, etwas Anderes zum Ausdruck bringen als Tendenzen, von denen nur der Unverstand die Unverbrüchlichkeit ausnahmsloser Causalverbindungen erwarten oder heischen könnte?

sieht, Plato konnte längst im Besitze dieses Ausdrucksmittels sein, er konnte das ganze ‚Gastmahl', genau so wie es vor uns liegt, geschrieben haben, es brauchte nur dieser Dialog im Dialoge zu fehlen — und die Merkzeichen der zweiten Sprachperiode waren, bis auf das eine γε μήν (197ᵃ), geschwunden; das Symposion wäre dann (soweit dieses Kriterium in Betracht kommt) dem an Umfang gleichen Protagoras zeitlich gleichgestellt worden. Freilich hätten sich in solchem Falle die betreffenden Forscher, sobald sie über ein non liquet hinausgingen, eines logischen Fehlers schuldig gemacht; denn sie durften in einem wesentlich nicht-dialogischen Werke nicht Wendungen erwarten, die nur oder fast nur dem belebten Wechselgespräch eigen sind. Eben denselben Fehler haben aber Dittenberger und Schanz gerade in Betreff des Symposion wirklich begangen, indem sie aus dem Fehlen der dialogischen Formel τί μήν; die Priorität dieses Werkes vor dem Phädros (mit Unrecht, wie schon Frederking sah, S. 535, A. 1) erschliessen zu dürfen glaubten.

Auch die nachfolgenden Erwägungen mögen nicht jeder Beachtung unwerth scheinen. Die Formel τί μήν; dient zur Variirung des Ausdrucks der Zustimmung. Das Bedürfniss solcher Variirung tritt dort am stärksten auf, wo lange Reihen beipflichtender Aeusserungen einander folgen. Dies findet in den lehrhaften Dialogen in weit höherem Masse statt als in jenen, welche das Alterthum agonistische genannt hat, also im Philebos, Sophistes, Politikos ungleich mehr als z. B. im Protagoras. Auch fehlen in jenen die der sprachlichen Mannigfaltigkeit an sich förderlichen qualitativen Verschiedenheiten der Zustimmungsäusserung, wie sie durch ein ἐπένευσε, μόγις ἐπένευσε, ἔστω σοι τοῦτο u. s. w. im Protagoras und Gorgias zur Anwendung gelangen. Ferner besitzt diese Formel eine Lebhaftigkeit, welche den dramatischen Gesprächen oder Gesprächspartien um Vieles besser ansteht als den nacherzählten. Beweis dessen der Umstand, dass in der Republik 32 Fällen des blossen τί μήν; nur je einer von τί μήν; ἔφη (410ᵃ) und τί μήν; ἦ δ'ὅς (583ᵃ) gegenüberstehen. Auch ist die in Frage stehende Formel ein Ausdruck nicht nur lebhafter, sondern auch williger, freudiger, rückhaltloser Zustimmung, wie er in den Schülergesprächen der spätesten Epoche, aber auch in solchen wohl am Platze

ist, in welchen — sie mögen nun welcher Zeit immer angehören — der Mitunterreder die unselbständige Fügsamkeit eines Phädros besitzt. Man könnte sich versucht fühlen, in diesen mehr als in chronologischen Unterschieden die Ursache des Gebrauchs und Nichtgebrauchs jener Formel zu finden.

Damit habe ich den Köcher meiner skeptischen Einwendungen geleert. Dieselben sind von sehr verschiedenem Gewicht; allein sie treffen, wie ich meine, im besten Falle nur die Aussenwerke der Dittenberger'schen Beweisführung, nicht ihren Mittelpunkt und Kern. Zumal die zuletzt angeregten Gesichtspunkte sind ergiebig genug, wo es gilt, einzelne Fehlanwendungen (insonderheit in Betreff der aus der Partikel-Frequenz zu ziehenden Schlüsse) hintanzuhalten und uns davor zu bewahren, die Instanzen blos zu zählen anstatt sie auch zu wägen. Aber das grosse Gesammtergebniss, die Scheidung zweier Hauptgruppen wird von ihnen nicht berührt. Den zehn Fällen von τί μήν; welche die letzten 25 (Hermann'schen) Seiten des Phädros enthalten, steht z. B. das vollständige Fehlen dieser Verbindung in dem durch die gleich fügsame Willfährigkeit des Haupt-Mitunterredners ausgezeichneten, 29 Seiten zählenden Charmides gegenüber. Die Form der Nacherzählung wird in diesem Dialog gleichwie im Phädon, Euthydem u. s. w. häufig genug durchbrochen, um dem von uns erhobenen Einwurf einen grossen Theil seiner Kraft zu rauben. Und warum bietet der zugleich rein-dramatische und durchaus lehrhafte Menon mit seinen langen Reihen von σφόδρα γε, πάνυ γε, ἔστι ταῦτα, ἔγωγε, πάνυ μὲν οὖν, μάλιστά γε, ναί, ἀνάγκη u. s. w. kein einziges Beispiel jener Formel? Weshalb der Phädon in seinen grossen dramatisch-dialogischen Bestandtheilen? Ja, selbst im Gorgias fehlt es nicht an umfangreichen Abschnitten, wo die gehäuften ναί, ἀνάγκη, πῶς γὰρ οὐ; u. s. w. solch eine Abwechslung als sehr erwünscht erscheinen liessen. Welcher neckische Zufall soll es endlich gefügt haben, dass der langen Reihe dieser Schriften auch jene zwei anderen μήν-Verbindungen durchaus abgehen, von welchen jeder Bestandtheil der zweiten Reihe, wenngleich oft nur vereinzelte Beispiele aufweist?

So mag denn das Urtheil immerhin in Ansehung eines oder des anderen Gruppenglieds schwanken, die Gruppenscheidung selbst dürfte aus allen Anfechtungen unversehrt

hervorgehen. Denn die Bedenken, welche die kleinen Zahlen wachrufen, widerlegen die grossen. Ja, die analytische Detailbetrachtung, welche wir durch die obigen Erörterungen den Plato-Forschern empfehlen wollten, bietet Mittel dar, nicht nur um Zweifel zu erregen, sondern auch um schon geweckte Zweifel zu zerstreuen. So hilft z. B. der agonistische Charakter eines grossen Theiles des ersten Buchs der Republik (dort, wo Thrasymachos der Haupt-Mitunterredner ist) das vollständige Fehlen von τί μήν; erklären. Die Hauptsache aber ist und bleibt die grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der auf beiden Seiten der Sprachgrenze befindlichen Schriften. Ich gehe nicht so weit zu sagen, dass der Zufall hiedurch vollständig und unbedingt eliminirt ist. Aber in sofern kann er sicherlich als ausgeschieden gelten, dass die Annahme zeitlicher Trennung der beiden sprachlich geschiedenen Gruppen den Werth einer in hohem Masse beachtenswerthen Präsumtion für sich in Anspruch nehmen darf. Daraus erwächst uns die dringende Aufforderung, die Consequenzen jener Annahme zu ziehen und sie mit anderen gewichtigen Kriterien zusammenzuhalten. Dass jene Präsumtion die hieraus entstehende Probe, wie wir schon gesehen haben und noch des Weiteren sehen werden, im Wesentlichen siegreich besteht, — dieser Umstand lässt sie in der Scala der Wahrscheinlichkeiten zu einem so hohen Punkte emporsteigen, als dies bei derartigen Forschungen nur irgend zu erwarten ist.

Oder die Untersuchung mag auch — man verzeihe die Breite dieser methodologischen Erörterung — einen theilweise umgekehrten Weg einschlagen. Dass die rein-sokratischen Dialoge einander zeitlich benachbart sind, dass dasselbe von den dialektischen Gesprächen gilt, dass die ersteren den letzteren vorangehen: von diesen und ähnlichen an sich wahrscheinlichen Voraussetzungen mag die Forschung ihren Ausgang nehmen, während den sprachstatistischen Ermittlungen die Aufgabe zufällt, welcher die Methodenlehre den Namen der Verification ertheilt hat. Diesem schlagenden Consensus von einander unabhängiger Forschungsweisen wird endlich durch zwei weitere Reihen von Thatsachen eine neue Beglaubigung zutheil. Einmal dadurch, dass die also erwachsene Gruppenbildung mit den von Plato selbst aufgestellten Unter-

gruppen (wie schon einmal bemerkt) nirgendwo in Widerstreit geräth, zweitens durch die Gewinnung einer Anzahl anderer, von den Gebrauchsweisen der Partikel μήν völlig unabhängiger, aber mit diesen im Grossen und Ganzen in erstaunlicher Weise parallelgehender Sprachkriterien, welche in erster Reihe von Dittenberger selbst, in zweiter von Schanz ermittelt worden sind. Zumal der von Ersterem als II^{b} bezeichnete Haupttheil der zweiten Gruppe (wozu nur von allem Anfang an auch Timäos und Kritias zu zählen waren) ist es, der hiedurch einen, meines Erachtens, jedem Angriff trotzenden Bestand gewonnen hat. Auf die verhältnissmässig geringfügigen Differenzen zwischen den Ergebnissen dieser zwei Gelehrten hier einzugehen, ist nicht meine Absicht. Doch kann ich nicht umhin, mein Bedauern darüber auszusprechen, dass Schanz sich an mehreren Stellen seiner so schätzenswerthen Abhandlung in einer Weise ausgedrückt hat, welche einen Mangel an methodischer Strenge bekundet und sicherlich zu principiellen Anfechtungen dieser ganzen Untersuchungsweise neuen und willkommenen Anlass bieten wird. Ich meine Folgendes. Dass ein Schriftsteller nicht alle oder viele seiner Stileigenthümlichkeiten an einem Tage oder mit einem Schlage wechseln wird, ist selbstverständlich, und nur die Thorheit könnte etwas Anderes erwarten. Nichts natürlicher daher, als dass die verschiedenen, den Uebergang von einer Epoche zur anderen bezeichnenden Sprachwandlungen Plato's nicht durchaus strenge Gleichzeitigkeit offenbaren. Es kann, ja es muss geschehen, dass dasselbe Werk an dem Massstab des einen Sprachkriteriums gemessen noch in die Periode A und nach dem Ausweis eines anderen bereits in die Periode B zu fallen scheint. Solch eine Schrift, die in sprachlicher Rücksicht gleichsam mit einem Fusse in der vorangehenden und mit dem anderen in der nachfolgenden Phase steht, muss selbstverständlich auch ihrer Abfassungszeit nach (falls nicht eine Ueberarbeitung angenommen werden soll) der Grenzscheide zweier Epochen angehören. Gelingt es, diese ihre Stellung als möglich zu erweisen, so geschieht der Geltung jener Sprachkriterien, die in diesem einzelnen Falle mit einander in Conflict gerathen, keinerlei Abbruch. Tritt an die Stelle blosser Möglichkeit ein geringerer oder höherer Grad der Wahrscheinlichkeit, so erfährt die Autorität der bezüglichen Kriterien sogar eine dem

entsprechende Steigerung; und jene Grenzwerke erlangen dadurch, dass sie gewissermassen zu Knoten des Zeitfadens werden, eine hohe methodische Bedeutung. Schlagen aber alle derartigen Versuche fehl, so muss zwischen den einander widerstreitenden Prüfmitteln eine Wahl getroffen und das eine der beiden nicht nur für den einzelnen Fall, sondern überhaupt verworfen werden. Es scheint undenkbar, dass Schanz sich dieser Einsicht sollte verschliessen wollen. Allein er gibt ihr jedenfalls keinen Ausdruck; ja, manche seiner Aeusserungen klingen so, als ob er die besondere Artung dieses Problems sich noch nicht zu deutlichem Bewusstsein gebracht hätte und es für statthaft hielte, zwei Sprachkriterien, deren Ergebnisse sich an mehreren Punkten widersprechen, ohne weiteres neben einander zu gebrauchen und sich je nach Bedarf bald des einen bald des anderen zu bedienen (vgl. S. 448 bis 449 und 452).

Doch es dürfte angemessen und an der Zeit sein, die beiden Hauptreihen, wie sie sich nach den von mir ergänzten Untersuchungen Dittenberger's auf Grund der drei massgebenden μήν-Verbindungen darstellen, dem Leser vorzulegen. Und zwar wähle ich hiefür die alphabetische Anordnung.

	τί μήν;	γε μήν	ἀλλὰ— μήν	Gesammtzahl der Beispiele von μήν	Umfang nach Seiten der Hermann'schen Ausgabe
I *Ἀπολογία . . .	—	—	—	1	33
Γοργίας	—	—	—	24	116
Εὐθύδημος . . .	—	—	—	12	45
Εὐθύφρων	—	—	—	2	23
Ἱππίας ἐλάττων .	—	—	—	5	20
Κρατύλος	—	—	—	18	79
Κρίτων	—	—	—	—	17
Λάχης	—	—	—	7	32
*Μενέξενος . . .	—	—	—	1	19
Μένων	—	—	—	10	46
Πρωταγόρας . .	—	—	—	5	63
Φαίδων	—	—	—	20	79
Χαρμίδης	—	—	—	7	29
				112	601
II Θεαίτητος . . .	13	1	1	38	101
*Κλειτοφῶν . . .	—	—	1	2	6
*Κριτίας	—	1	—	2	19
Λύσις[1]	1	—	4	12	24
Νόμοι	48	24	2	166	417
Παρμενίδης . . .	6	5	2	81	50
Πολιτεία	34	2	11	158	318
Πολιτικός	20	8	3	75	83
Σοφιστής	12	5	2	72	82
Συμπόσιον . . .	—	1	2	15	62
*Τίμαιος	—	6	—	9	88
Φαῖδρος	11	1	1	24	68
Φίληβος	26	7	2	78	87
	171	61	31	732	1405

Gesammtzahl 263

[1] Auf das eine — von Dittenberger übersehene — τί μήν; im Lysis (219 e) hat mich Otto Apelt in Weimar freundlichst aufmerksam gemacht.

Mit einem Sternchen habe ich diejenigen Schriften bezeichnet, welche Dittenberger von der Untersuchung auszuschliessen, ich in diese mit einzubeziehen als angemessen erachtet habe. Von ‚Apologie, Timäus und Kritias' hat nämlich jener Forscher darum ‚abgesehen, weil in ihnen das dialogische Element so zurücktritt, dass das Vorkommen der in Rede stehenden Partikelverbindungen, welche theils ausschliesslich, theils vorwiegend in der Wechselrede ihre Stelle haben, der Natur der Sache nach ein ganz sporadisches sein muss und nach keiner Seite zu sicheren Schlüssen berechtigt'. (S. 326—327, Anm. 2). Dieses Verfahren mochte sich bei der Abfassung jenes grundlegenden Aufsatzes bis zu einem gewissen Masse empfehlen, wenn sich gleich der Doppeleinwand nicht völlig abweisen lässt, dass die eine der drei Verbindungen — γε μήν — mit dem dialogischen Elemente wenig zu thun hat, und dass die individualisirende Behandlung, sobald sie einmal überhaupt beliebt ward, auch auf andere Stücke, in welchen die zusammenhängende Darlegung über die Wechselrede überwiegt (vor Allem auf das Symposion), hätte ausgedehnt werden können. Doch wie dem auch sei; jetzt, wo es die erzielten Ergebnisse zu überprüfen, gegen Einwendungen zu sichern und ins Feinere auszuarbeiten gilt, scheint jene Ausschliessung jedenfalls nicht mehr am Platze zu sein. Wenn die Apologie, deren Abfassungszeit unmöglich um viele Jahre von der Hinrichtung des Sokrates entfernt sein kann, auch nur ein Beispiel jener drei Verbindungen aufwiese, so stünde es schlimm um die These, dass Plato zur Zeit, da er die Schriftengruppe I verfasste, deren Glieder entweder insgesammt oder doch sicherlich zum allergrössten Theil der Apologie nachfolgten, die fraglichen Verbindungen seinem Sprachschatz noch nicht einverleibt hatte. In Wahrheit begegnet uns in der Apologie μήν nur als Betheuerungsformel (ἦ μήν), und zwar blos einmal (22ᵃ) — nebenbei ein in quantitativer und qualitativer (s. Dittenberger, S. 329) Rücksicht höchst beachtenswerthes Vorkommniss, welches im Verein mit der vollständigen Abwesenheit der Partikel im nächstverwandten Kriton gar viel zu denken gibt. Wenn andererseits die der Republik nachfolgenden und somit in die zweite Sprachschicht eingebetteten Werke Timäos und Kritias gar kein Beispiel einer jener drei Verbindungen

enthielten, so wäre auch dies nicht wohl mit der Annahme zu vereinigen, dass die zweite Sprachphase im Wesentlichen mit einer zweiten Zeitperiode zusammenfällt. Der nicht-dialogische Charakter der beiden Schriften lässt freilich die Anwendung weder von τί μήν; noch von ἀλλὰ—μήν voraussehen; ja die zum grossen Theil nicht einmal argumentative, sondern expositorische und (namentlich im Kritias) beschreibende Darstellung stellt uns von vornherein eine nur geringe Häufigkeit der Partikel überhaupt in Aussicht; allein das sechsmalige Vorkommen von γε μήν (20[d], 41[b], 53[b], 63[e], 72[d], 77[d]), gleichwie das einmalige Auftreten von καὶ μήν (19[a]) nebst dem zweimaligen δοκεῖ μήν und προθυμητέον μήν (20[d], 87[b]) im Timäos, denen im Kritias ein γε μήν (108[b]) und ein ταὐτὸν μήν (ebendort) gegenübersteht, ist nach keiner Richtung hin geeignet, unser Befremden zu erregen. Dass die Gesammtfrequenz der Partikel in den beiden engverbundenen Schriften durch fast genau dieselbe Zahl bezeichnet wird, nämlich 9·7 (Timäos) und 9·5 (Kritias), mag im Vorübergehen angemerkt werden. Aehnlich Laches (4·5) und Charmides (4·1). Vgl. S. 764, Anm. 1.

Den Menexenos und Kleitophon endlich habe ich in das Untersuchungsmaterial mit aufgenommen, weil mir ihre Echtheit ausser jedem Zweifel zu stehen scheint, und freue ich mich, nunmehr auch auf Diels' gewichtiges Votum und seine mit der Grote'schen (III, 10—11) durchaus übereinstimmende Auffassung des erstgenannten Gesprächs verweisen zu können (S. 21—22). Im Uebrigen gilt es hier nur zu constatiren, dass diese Schrift, die durch ihren überwiegend rhetorischen, nicht-dialogischen Charakter noch mehr als das Symposion eine Ausnahmsstellung einnimmt, kein Merkmal der zweiten Periode aufweist, sondern mit ihrem einmaligen καὶ μήν (234[c]) und — wenn wir ausnahms- und aushilfsweise mit dem vorerst noch so nothwendigen Vorbehalt auch die Schanz'schen Kriterien herbeiziehen dürfen — ihrem sechsmaligen τῷ ὄντι (237[c], 239[a], 244[a], 247[d], 247[e] [bis], welchem kein ὄντως gegenüber, wohl aber ein ἀληθῶς [237[e]] ohne ein ὡς ἀληθῶς zur Seite steht) bis auf Weiteres der ersten Sprachphase einzureihen ist. Das kleine Kleitophon-Fragment hingegen, welches der Republik so nahe steht, besitzt an ἀλλ' αἰσχρὸν μήν (407[a], neben einem οὐ μήν, 410[e]), wenn nicht auch an ὄντως (409[e]) in der That Merkzeichen der zweiten Phase.

Wer das Gesammtmaterial, wie unsere Tabelle es zur Darstellung bringt, überblickt, der dürfte finden, dass, was wir über die annähernde Eliminirung des Zufalls in Betreff der Gesammtgruppen (nicht jedes einzelnen ihrer Glieder) bemerkt haben, die Grenzen der Wahrheit jedenfalls nicht überschreitet, wahrscheinlich aber hinter denselben nicht unbeträchtlich zurückbleibt. Schwerlich lässt sich, angesichts der grossen Zahl und Mannigfaltigkeit der in jeder der zwei Gruppen enthaltenen Schriften, für das vollständige Fehlen jener drei μήν-Verbindungen in I und dem fast durchgängig vereinigten Auftreten derselben in II ein anderer Grund ersichtlich machen als Nichtvertrautheit mit ihnen im ersten, Vertrautheit mit ihnen im zweiten Falle. Aber auch die Frequenz-Steigerung der Partikel μήν überhaupt in II (mit I verglichen) ist allzu ansehnlich und allzu gleichmässig wahrnehmbar, um sich dem Einfluss von Sonderursachen allein füglich zuschreiben zu lassen. Fassen wir die Total-Ziffern ins Auge, so steht dem Gesammt-Frequenz-Quotienten 5·3 in I die Zahl 1·9 in II gegenüber (d. h. in der Gruppe I als Ganzes genommen entfällt ein μήν auf 5·3 Hermann'sche Seiten, in II schon auf 1·9). Und dieses Verhältniss wird nicht wesentlich verändert, wenn wir die exceptionellen, d. h. vom jeweiligen Mittel sich weit entfernenden Stücke (Kriton, Apologie, Euthyphron, Protagoras, Menexenos in I, Timäos, Kritias und Symposion in II) aus der Rechnung ausschliessen. Dann werden die Zahlen 5·3 und 1·9 durch 4·3 und 1·7 ersetzt. Ferner: das Frequenz-Maximum der zweiten Reihe beträgt mehr als das Sechsfache des Frequenz-Maximums der ersten Reihe (nämlich 0·6 Parmenides[1] gegenüber von 3·7 Euthydemos). Ja dieses letztere erreicht — sobald wir nur jene drei, vom Mittelmass, und zwar aus klar erkennbaren Gründen, am meisten abweichenden Stücke der zweiten Reihe ausschliessen — nicht einmal die Höhe des Frequenz-Minimums derselben. Wird doch dieses Minimum durch 3·0 (Kleitophon) und dem zunächst durch

[1] Oder es sei auch, da die — meines Erachtens freilich völlig grundlosen — Anfechtungen der Echtheit dieses Dialogs noch immer nicht verstummt sind, statt seiner der Sophistes und Politikos oder der diesen genau gleichstehende Philebos mit 1·1 namhaft gemacht. Man sieht, dass selbst dann das Multiplum noch immer ein ansehnliches bleibt.

2·8 (Phädros), jenes Maximum aber, wie wir soeben sahen, durch den Quotienten 3·7 bezeichnet. Endlich: die Frequenz-Zunahme in II erweist sich selbst dann als eine erhebliche, wenn wir den Zuwachs ganz und gar ausser Acht lassen, welcher aus der Anwendung der drei neuen Partikelverbindungen entsprungen ist. Denn dann bleiben 469 Fälle auf 1405 Seiten übrig und der Gesammt-Frequenz-Quotient wird durch die Zahl 2·9 bezeichnet. Schliesslich und letztlich ist es vielleicht auch nicht nutzlos, daran zu erinnern, dass der Frequenz-Quotient in den acht Normalschriften der ersten Gruppe zwischen 3·7 und 4·8 (Gorgias), in den zehn Normalschriften der zweiten Gruppe zwischen 0·6 (Parmenides und dem zunächst 1·1 Sophistes, Politikos, Philebos) und 3, beziehungsweise 2·8 schwankt. Hiebei scheint die Enge der jeweiligen Oscillationsgrenzen vielleicht mehr als alles Andere auf das Vorwalten allgemeiner Ursachen hinzuweisen, welche in diesem Falle kaum etwas Anderes sein können als die Sprachgewohnheiten verschiedener Epochen des schriftstellerischen Schaffens.

Somit darf es uns als in hohem Masse wahrscheinlich gelten, dass die zwei von Dittenberger nachgewiesenen Sprachphasen Plato's im Grossen und Ganzen in der That zwei Zeitphasen entsprechen. Die Erhebung hochgradiger Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit kann sich aber freilich nur aus der weiteren Erörterung und Feststellung der sachlichen Entscheidungsgründe ergeben. Hier will ich vorläufig lediglich meine Ueberzeugung dahin aussprechen, dass die erforderliche Uebereinstimmung in Wahrheit vorhanden ist — bis auf eine gewichtige Ausnahme. Dem Phädros weisen die Sachkriterien eine andere Stellung an als die Sprachkriterien. Haben uns doch die ersteren bereits die volle Gewissheit gegeben, dass der Phädon diesem Dialoge nicht vorangeht, sondern nachfolgt. Desgleichen erscheint es aus mehr als einem Grunde gewiss, dass dasselbe mit dem Euthydemos der Fall ist. Denn an Spengel's (S. 36 ff.) diesbezüglichen Ermittlungen (an welche ich Dittenberger schon 1883 brieflich erinnert habe) zu rütteln scheint unmöglich, um so mehr, als die von Ueberweg (S. 278) hervorgehobene, in diesem Dialog erfolgende technische Anwendung des Wortes Dialektik, welches im Phädros noch der Er-

klärung bedürftig schien, unterstützend hinzutritt. Das letztere Argument gilt auch für den Kratylos, während die Grote'sche, bisher unwiderlegte, neuerlich auch von Diels vorgebrachte und mir als zweifellos richtig geltende Ansicht von den Beweggründen, welche die Abfassung des Menexenos veranlasst haben, mit der Priorität auch dieses Gespräches vor dem Phädros unvereinbar ist. Das Symposion will ich lieber nicht herbeiziehen, da ich einerseits es zwar für höchst wahrscheinlich, aber nicht für streng bewiesen erachte, dass der Phädros ihm voranging, andererseits die von Dittenberger für das umgekehrte Verhältniss geltend gemachten sprachstatistischen Gründe sich nicht als zutreffend erwiesen, Schanzens in gleicher Richtung verwerthete Kriterien aber uns, wie bemerkt, noch nicht als vorbehaltlos annehmbar erscheinen.[1] Es genügt, dass man jenen Widerstreit zwischen Sach- und Sprachkriterien auch nur in Betreff der Stellung des Phädros zu den vier vorgenannten Schriften oder (falls man auch vom Menexenos lieber absieht) doch zu drei derselben als thatsächlich vorhanden anerkenne, um sich vor die entscheidungsschwere Frage gestellt zu sehen: sollen die Sprachkriterien gar nichts gelten? Genauer gesprochen: darf man es für glaubhaft halten, dass Plato sich im Besitz jener drei vielbesprochenen Partikel-Verbindungen, zumal von τί μήν; befand, als er den Phädros schrieb, und dass er trotzdem von ihnen — die in einer langen Reihe von zum grössten Theil nachweislich späten Schriften eine so grosse Rolle spielen, — bei der Abfassung des Euthydem, des Kratylos und des Phädon, die zu ihrer Anwendung reiche Gelegenheit boten, keinerlei Gebrauch gemacht hat? Oder vielmehr, um die Fragestellung noch schärfer und bestimmter zuzuspitzen, was darf uns als das minder Unwahrscheinliche gelten: dass Plato dies gethan hat oder dass uns — der einzige Ausweg, der sich sonst aus diesem Wirrsal aufthut — der Phädros in zweiter Bearbeitung vorliegt? Ich entscheide mich unbedenklich für die letztere Alternative, obgleich ich vielfachen und lebhaften Widerspruches gewärtig

[1] Diese Suspension des Urtheils dürfte um so angemessener sein, als Schanz im Schlusssatz seiner Abhandlung auf ‚weiteres Material', welches ihm ‚zur Verfügung steht', hingewiesen und dessen Verarbeitung in, hoffentlich nahe, Aussicht gestellt hat.

bin. Doch mag man immerhin über das Wagniss dieser Muthmassung zetern. Mit Fug darf dies nur derjenige thun, dem es gelungen ist, der Gesammtheit der in Frage kommenden Thatsachen in allseitig befriedigenderer Weise gerecht zu werden, nicht Jene, die sich der Nothwendigkeit einer vereinzelten kühneren Vermuthung blos dadurch zu entziehen vermögen, dass sie einen ansehnlichen Theil der Elemente des zu lösenden Problems willkürlich ignoriren — sei es, dass sie vor unbequemen Facten und Folgerungen einfach das Auge verschliessen, sei es, dass sie dieselben mit polternden Kraftworten hinwegzuschelten bemüht sind. Der Sieg wird auf diesem gleichwie auf jedem anderen Forschungsgebiete schliesslich der Ansicht verbleiben, welche mit einem Maximum von vollbewiesenen Sätzen ein Minimum an sich kaum erweisbarer, aber zur Vervollständigung des Causal-Netzes nicht zu entbehrender Annahmen verbindet.

Literatur.

Bonitz (Hermann), Platonische Studien, 3. Auflage. Berlin, 1886.

Diels (Hermann), Ueber das dritte Buch der aristotelischen Rhetorik. Aus den Abhandlungen der k. preuss. Akademie der Wissenschaften. Berlin, 1886.

Dittenberger (Wilhelm), Sprachliche Kriterien für die Chronologie der platonischen Dialoge. Hermes XVI, 321 ff. Berlin, 1881.

Frederking (Arthur), Sprachliche Kriterien für die Chronologie der platonischen Dialoge. Fleckeisen's Jahrbücher. Leipzig, 1882, 534 ff.

Grote (George), Plato and the other companions of Socrates. London, 1865.

Hermann (Karl Friedrich), Geschichte und System der platonischen Philosophie. Erster (einziger) Band. Leipzig, 1839.

— De Platonis Menone, Marburger Universitäts-Programm 1837; wieder abgedruckt im 6. Supplementband der Jahn'schen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Leipzig, 1840, S. 51 ff.

Höfer (Hermann), De particulis Platonicis. Bonn, 1882.

Hug (Arnold), Platon's Symposion. Leipzig, 1876.

Krohn (August), Der platonische Staat. Halle, 1876.

Schanz (Martin), Zur Entwicklung des platonischen Stils. Hermes XXI, 439 ff. Berlin, 1886.

Schleiermacher (Friedrich), Platon's Werke. 3. Auflage. Berlin, 1855 bis 1861.

Ausgegeben am 31. October 1887.